XXIX. Jahrg. Berlin, den 22. Januar 1921 Nr. 17



Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich **22** Mk., das einzelne Heft **2,00** Mk.



BERLIN

Verlag der Zukunft

SW47, Großbeerenstraße 67

1921

Abonnementspreis (vierteljährlich) **M. 22.—**, pro Jahr M. 88.—; unter Kreuzband bezogen M. 24.60, pro Jahr M. 98.40. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

Anzeigen-Verwaltung der Wochenschrift „Die Zukunft“

Verlag Alfred Weiner,
Berlin W8, Leipziger Straße 39.
Fernsprecher: Zentrum 762 u. 10647.



Berlin, den 22. Januar 1921

Torquatus-Feier

In dem berliner Staatsschauspielhaus wollte ich unseren Torquato Tasso die Wonne seines Leidens erleben sehen. Daß Wilhelm, der Allversudler, Schinkels herrlichen Innenbau, den würdigsten Schauspielraum auf deutscher Erde, in eine Bonbonniere, ein zu lupanarischem Ergötzen vollkommen geeignetes Sälchen verhunzen, verhüllsen ließ, empfindet heute, da dieses Haus, an manchem Abend mit Recht, einen Vorderplatz in unserer Theaterkunst heischt, der Betrachter schmerzhafter als in den Jahren der Generalintendanz, deren (einstweilen) letzter, schlimmster und drum von den Fergen Oeffentlicher Meinung handfest ans Ufer der in ewigem Glanz prangenden Seligeninsel geruderter Inhaber das Ansinnen, den Tasso einzuüben, mit himmelan schwimmendem Auge und dem in dicke Zuckerkruste eingebackenen Satz des flachsten Nicolaiten abgewehrt hätte: „Mit Joethen hab' ick nischt im Sinn!" Du mußt, Kunstsucher, in dieses Haus spät kommen, Dich des bequemen Sitzes freuen und ohne Umblick harren, bis aus Dunkel der Leib des Gedichtes sich hebt. Diesmal ward er von braunen Nebelsträhnen und Fetzen häßlichen Gewölkes nicht frei. Ein Regisseur, dem vor ein paar Wochen die rhythmische und szenische Gestaltung eines wirren, doch verheißungvoll schönen Jünglingwerkes zum Entzücken gelungen war, hat das besondere Wesen des Tassodramas, in Höhen und Tiefen, völlig verkannt und ist aus sorglich ernster Vor-

bereitung in eine nirgends erfreuende, im Großen und Kleinen verfehlte Aufführung gestrauchelt. Schon der Aufbau der Szene ist ärgerlich neumodisch; scheint bestimmt, des Lauschers Aufsehen zu erwinken. Das Bekenntnißdrama des Dreißigers wurde von bewußt werdenden Sinnen in die alte Szeneform gegossen, gehämmert. Die „Vorbühne" reißt die Mauer der Konvenienz nieder, von der es lebt. Ein Stück des Parkes von Belriguardo, ein paar seiner Bäume, kann ich nicht entbehren, mit Bogen, Bänkchen, dürftigen Kissen, Horizontausschnitt zwischen den Büsten Vergils und Ariosts mich nicht begnügen; und will den Dichter, der in gotthafter Freiheit zuvor durch die Gärten Ferraras (mehr schwebte als) schritt, im festen Getäfel des Zimmers, das ihn Kerker dünkt, sehen, nicht auf dem vorgeschobenen Schaugerüst, das der Theateroptik grenzenlos scheint. Die Erfassung und Durchstrahlung eines Gedichtskernes soll man Herrn Reinhardt abzugucken trachten, nicht, wie er sich räuspert und wie er spuckt; die geistige Architektonik, nicht das manchmal schrullige Spiel mit Rahmen und Sockel. Schön und, was nicht immer das Selbe ist, fein sind, außer Tassos, die Gewänder. Die schön feinsten tragen die Frauen; tragen und (alas!) raffen sie, freilich, daß Jeder merken müßte, wie ungewohnt ihrer Bürgerlichkeit solche Tracht ist. Hier darf der Wunsch nicht unterdrückt werden, die hübschfleischige Frau, die sich neulich für ein durch Sinnenbrand flatterndes Seelchen, gestern, höchst emsig, für die Gräfin von Scandiano ausgab, nicht wieder in die Darstellung ernsten Gedichtes einzulassen. Appetitlich, geschickt, mit sicherem Anschlag des gefällig „Effekt" einbringenden Tones: ein Leckerbissen für Das, was ich, nach den Reklamebildern in unseren Hauptblättern, mir unter dem Begriff „Rotter-Bühnen" vorstelle; durchaus zu Ablösung der schon lange Holden geschaffen, die zugleich Rücken und Odolzähne zu zeigen oder durch Verschiebung der Pupille in die Augenhöhlenwinkel verruchte Sexualität anzudeuten vermögen. Alphonso d'Este wäre in dieser Gesellschaft asthmatisch geworden und sein Staatssekretär hätte von dieses Lorchens ölig wippender Rede, die dann auch in Anmuthgemächel und Ueberlegenheitgethue plantscht, eine pelzige Zunge bekommen. Dieser Montecatino hat, in Körper und Sprache, gute

Haltung; bleibt aber klingendes Erz, entwürdet die zärtliche Inbrunst der dichterisch beschwingten, männlich gedämpften Huldigung vor dem Steinbilde des Meisters Lodovico in die innerlich kalte, von außen mit Torf geheizte Pathetik einer Tischrede „auf Ariost, über den ich einige Worte aus dem Stegreif zu sagen mir vorgenommen habe", und hat die macchiavellisch kantige Feinheit, die goethisch blühende und an Düften noch reichere Fülle der Gestalt (die der richtig geleitete, hier also dem Ruf der Seele williger als des Verstandes gehorsame Darsteller wohl umfangen konnte) kaum mit der Schulter gestreift. Menschliches, in Freiluft Lebensfähiges gab nur der junge Spieler, dem der Herzog anvertraut war. Ein vornehmer Norditaler. Ein Altmessing-Blondkopf, den der Greco, den noch Van Dyck eher als Bronzino oder ein kräftiger Venezianer gemalt haben könnte. Doch dieser Herr Laubinger (den ich nenne, weil ich ihn loben kann und, nach zwei grundverschieden getönten Nachschöpfungen für nennenswerth halte) war, als Moderner, also nicht Leichtgläubiger, durch den herzoglichen Wortbehang muthig in Alphonsos Handeln vorgedrungen, hatte es (so denke ich mir) als ärmlich, unweise, rathlos verlegen erkannt: und glaubte sich deshalb verpflichtet, einen sonnenlos Versonnenen zu spielen, dessen freundliche Majestät Sorgen einschleiern und der die Flugbahn nicht bis auf den Olymposscheitel zu dehnen wagt. Goethe hat aber keine Grenzgemeinschaft mit Ibsen; strebt nicht, wie der echte Magus aus Norden von den Wegen des Jarls Skule bis auf die des Bildners Rubek, in Enthüllung des Worttruges, der Kluft zwischen Thun und Reden; will durchaus nicht mit Bewußtsein offenbaren, wie schmächtig das Gefäß sein kann, aus dem des Melos üppige Wortpracht tönt. Unzulänglichkeit im eigentlich Dramatischen nur, nicht dämonische Spitzbüberei, hat dem Herzog, wie dem der „Natürlichen Tochter" und dem von Toledo, geschadet. Das zeushaft, mindestens jovialisch heiter Erhabene, das (nach Nietzsches Liebling-ausdruck) Mediterranische darf Alphonso nicht fehlen. Der in klare Kürze genöthigte Regisseur mußte dem klug bescheidenen Spieler zurufen: „Mehr Egmont, weniger Oranien!" Der Herr Geheimbderath, der seine Theaterstücke nicht so feierlich, als Monstranz, trug wie unsere Hauptmänner ihre

(die sie dann, priesterlich stöhnend, doch in den die fetteste Einkunft verbürgenden Spielraum einpassen), hätte lächelnd erlaubt, einen kleinen Monolog anzuflicken, in dem der Herzog „erklärt“, warum er, als dilettante, das Werden der Dinge ringsum betrachte, statt es gestaltend zu meistern. Wird der Lorenzo nicht sichtbar, der Cosimo nicht fühlbar, dann verfahlt die Farbe des Gedichtes. Ohne Herzog kein Hof. Im Staatsschauspielhaus der kryptokaiserlichen Republik war keiner; ging Alles mittelbürgerlich formlos zu. Die Heimkunft des Staatssekretärs aus Rom, von einer Reise, die nicht belanglos wie Schwatzfahrten irgendeines Koch oder Simons war, schien Rückkehr von Devisenbesprechung in einer Synagoge von Berlin W 8; hatte nicht einen Hauch von Hofceremoniale und Staatsaktion. Tassochen zeigte seinem Fürsten Minuten lang den Rücken und dessen Fortsatz; griff nach Leonorens Knie, statt „ihr in die Arme zu fallen und sie fest an sich zu drücken“. Und diese Prinzessin war ein gescheiter, empfindsamer, trotz dem zu breiten Schnabel lieblicher Wandervogel; ein gutes, lebhaft und natürlich, hier allzu natürlich fühlendes Kind, das eine Kostümballgrille in Renaissancekleider aus Brokat vermummt hat. (Daß Frau Sorma von der Bühne schied, ohne diese Rolle zu spielen, die nur sie spielen konnte: eine der Totsünden des Theaterdoktors Brahm.)

Sieht Euer Blick in hellem Kontur noch die zwei Frauen in Belriguardo? Beide, des Herzogs Schwester und die Gräfin von Scandiano, hören auf den Rufnamen Leonore und Beide dürfen im Innersten (Allerheiligsten oder Unheiligsten) der Seele, in das kluge Damen selbst dem heiß Geliebten nie den Eintritt gestatten, sich für die zarten Heldinnen der Gedichte halten, die aus dem dunklen Grün schlanker Bäume den Gruß des Genius durch die Schloßgärten seufzen und deren „Gegenstand“ stets Leonore heißt. Ungleich ist ihres Wesens Art; in Willen und Vorstellung sind sie einander sehr fern. Die Gräfin ist Gattin und Mutter, kerngesund, mit allen Organen und Nerven an des Daseins, des geselligen Wirkens freundliche Gewohnheit geklammert. Die Prinzessin ward durch langes Siechthum halb schon aufgezehrt, ins Kränkliche vergeistigt; in ihr weht Ahnung des Schicksals als Jungfrau zu welken; gern wähnt sie sich einsam, feilt

dem feinen Köpfchen zugeflogene Denksplitter ins Senten-
ziöse und hüllt sich, wenn Frösteln auf ihrer dünnen Haut
die Härchen sträubt, in das Höhenbewußtsein der stolzen
Seelen. Die Gräfin hat ihren Grafen, die Kinder, Freun-
dinnen und Freunde, in deren Gesellschaft sie alle Lust eines
nie von Alltagssorge umnebelten Lebens genießt und deren
Empfindenswallung und Gedanken sie, wie ein dürstendes
Pflänzchen den Morgenthau, mit allen Fasern aufsaugt. In
den einer vornehmen Dame und ehrbaren Gattin gezogenen
Schranken verschmäht sie auch ein galantes Spiel nicht: denn
sie paßt in die Welt, der sie durch Geburt und Erziehung
zugehört, und hat an Maecenatenhöfen, sogar im Florenz der
Medici gelernt, daß ein zierlich der Plumpheit ausbiegendes
Getändel mit geistreichen Männern den Reiz einer jungen
Mutter funkeln läßt, nicht verstaubt. Aus Blumen windet sie vor
unserem ersten Blick den Kranz und krönt mit ihm Ariosto,
„dessen Scherze nie verblühen"; und sie entschwindet un-
serem Auge im Hoffen auf „ein glücklich Wort". Diesem
freundlich dauerhaften Daseinskind ähnelt kein Zug in dem
blaß kühlen Wesen Leonores von Este. Die, schrieb Hermann
Grimm, Bettinas echter Sohn, „macht uns den Eindruck einer
blühenden Rose, die, abgeschnitten in einem kostbaren Kristall-
glase stehend, den Kopf zu senken beginnt. Ihr Duft ist
im Garten nie von Jemandem eingesogen worden. Niemand
hat sie gepflückt, weil er sie schön fand. Der Gärtner hat
sie abgeschnitten. Ihr Los ist, auf einem goldenen Tische
stehend, umsonst die Blätter zu verlieren." Hübsch. Aber
sah der Dichter nicht eine Lilie, die sich nicht in das Schick-
sal beschied, auf goldenem Tisch in einem schlanken Kelch-
glase sacht zu welken? Das ruhige Gleichgewicht beschei-
dener Seelen ist dieser Leonore versagt. Ueber den engen
Pflichtenkreis der Frau, über die zierlich geputzte Nichtig-
keit des Prinzessinlebens strebt sie hinauf, über Gletscher-
firnen zu den Gefilden empor, wo der Genius thront und
in finsterer Gewitternacht die große Leidenschaft in Blitz
und Donner sich zackig entlädt. Dann schlottert unten im
Thal den Schwächlingen das Gebein, sie löschen das Licht,
das dem gefährlichen Feuer den Weg weisen könnte, und
wickeln sich bis an die Stirn in die wärmende Decke. So

thun die der Schwachheit Bewußten. Die Schwächeren aber, die, weil sie die Herrlichkeit der Kraft sehnend empfinden, sich stark wähnen, springen in solcher Stunde vom weichen Lager, reißen die Fenster auf und starren verzückten Auges in das Feuerspiel der Elemente: bis ein jäh niedersausender Blitz sie in Dunkel zurückscheucht. Eleonorens Los. Der Erwachsenden wird die Mutter, weil sie vom rechten Glauben gewichen war, entrissen. Das früh verwaiste Prinzeßchen kränkelt, kommt nicht „in die Welt", darf nicht einmal mehr im Gesang die Fluth ihrer Mädchenwünsche, Jungferplagen dämmen. Sie liest und lernt viel, kann, seit ihre Gesundheit sich mählich festet, mit Staatsmännern, Künstlern, Gelehrten verkehren, ihr „bedürfend Herz" mit dem Fühlen und Denken Anderer füttern und dem Bruder helfen, aus Ferrara ein Klein-Florenz fleckloser Medici zu machen. Doch immer bleibt sie, an Wangen und Seele, blaß und entschält nie sich der Selbstsucht des Kranken, der in zärtlicher Eifersucht seinen Glücksrest zu wahren trachtet. Ein ruhlos vibrirender Geist, schmachtende, vor allem derb Irdischen schaudernde Sinne, die sich auf die steilste Klippe der Vorstellung wagen, deren Scheu aber niemals der Sprung auf den Fels des Willens gelänge. Die aus langer Krankheit dem Leben Erstandene, noch von Wärtersorge ängstlich Umhegte träumt gern sich in den Wirbel der Leidenschaft, gern, wie Semele, in des gewaltigen Donnerers Arm; doch ihre verzärtelten Nerven erschreckt schon der erste Schlag, ihr in Stubenluft wehleidig gewordener Leib biegt sich furchtsam, wie einer jungen Pinie, beim Nahen des Sturmes und der Ausbruch ersehnter Leidenschaft jagt die Entsetzte in den dumpfen Frieden ihres Fürstingemaches zurück, wo schwere Vorhänge den Widerhall des Gewitters dämpfen und kein Spältchen dem pfauchenden Athem der Windswuth Einlaß gewährt. Nicht auf Gletschern noch in Tropengluth kann die Lilie gedeihen; und war im Park, im kristallenen Zierglas doch vom Langen nach großem Erlebniß durchbebt, Die Gräfin ist stark, weil sie froh sich in ihre Sphäre fügt und nicht mehr begehrt, als sie erreichen kann. Die Prinzessin ist schwach, weil auf selbst gebautem Luftschlosse sie der Schwindel befällt und ihre empfindliche Haut nicht den Anhauch des Feuers erträgt, das Mädchen-

muthwille entfacht hat, um nach allzu langem Frösteln, endlich, zu erwarmen. Das Modell zur Sanvitale hieß Gräfin Jeannette Werthern, war die Schwester des Freiherrn vom Stein, der den Pruzzengeist in Menschheit zu retten suchte; von ihr, der Goethe „das Genie in der Kunst des Lebens“ zusprach, hat auch die Gräfin des Meister-Romans die zarte Statur. Die Prinzessin (schon winkt der „Gebildete“ aus Wissensüberlegenheit ab) ist Frau Charlotte von Stein, wie der von ihrer Hingebung Beseligte, dann Enttäuschte und, trotz der Enttäuschung, unter Schmerzen noch Liebende sie sieht. Herr Dr. Emil Ludwig, dessen „Goethe (Geschichte eines Menschen)“ ich hier schon rühmte und der, nun vollendet, den Dichter des Dichterdaimonions höchst ansehnlich (auch als Dramatiker, Theaterleute!) klassirt, ist in der Tasso-Betrachtung etwas karg, hier, wo gerade er aufblühen müßte, seltsam duftlos und „sachlich“, wie Einer, der das Geheimfach im Herzensschrein zu entriegeln, den Brennpunkt des Willens zu offenbaren scheut; schreibt über die Prinzessin aber ein paar Sätze, die ich auch deshalb gern anführe, weil sie die glitzernde Anmuth dieser ganz künstlerisch belebenden, gar nicht „biographischen“ Darstellung ahnen lassen. „Hier ist Charlottens reife Melancholie, leidende Skepsis, ihr seelenvoller Wunsch nach dem Freunde; doch hier ist auch Charlottens Wille, den Freund allein zu besitzen, ihr spitzes Mißtrauen, die larmoyante Thräne der alternden Frau. Schließlich führt Frau von Steins abgespiegelter Umgang mit Goethe im zweiten Akt den Konflikt herauf: es ist die gefährliche Manier, mit der hier und dort die unsinnliche Freundin den Mann psychisch anzulocken, dann wieder physisch abzustoßen scheint. Auf dem Höhepunkt der Lockungen, auf den Goethes Briefe an die Freundin immer wieder schließen lassen, dreht sie mit der gewandten Wendung der kühlen, hier durch Rang doppelt geschützten Frau plötzlich um, weist den Mann, den sie so heftig reizte, mit unerträglich lehrhaften Worten in die Schranken, wendet ihm den Rücken und läßt ihn so, mit einem letzten halben Versprechen, daß er durch langes Dienen sie vielleicht doch erwerben könne, in voller Aufregung allein zurück. In voller Unschuld, durch solche Lockungen ermuthigt, begehrt der Dichter die Fürstin. Die

scheinbare Katastrophe, in die das Stück ausläuft, folgt aus dieser ersten Szene einer psychischen Verführung, die im letzten Akt in einer noch raffinirteren Szene geradezu doublirt wird." Nicht jedes Glied dieser Sätze schmiegt sich in mein Empfinden. Doch in dem (ungepflegten) Ausdruck „scheinbare Katastrophe" und in dem unbefangen wägenden Blick auf die Prinzessin wird die richtige Auffassung des Werkes merkbar. Dem Horizont des vom Strom hoher Wunder überquellenden Gedichtes verhängt aus Hirndunst entstandenes Gewölk just da die Klarheit, wo sie zu Vollwirkung unentbehrlich ist. Folge der langen Pause zwischen Beginn und Vollendung des Dramas. Der über die Dreißigerschwelle Getretene, der schon im weimarischen Geheimen Conseil, in Ministerrang, sitzt, Lust und Plage des thätigen Staatsmannes im Engen fühlen lernt und stürmisch-still um die Frau des Oberstallmeisters Von Stein wirbt, findet in Heinses glühendem Aufsatz den Tasso wieder, dessen „Befreites Jerusalem" der Knabe verschlungen und als Orientfracht auf sein Puppentheater verstaut hatte. Der Sorrentiner erbte vom Vater, von dem Epiker Bernardo Tasso, die Lust, zu fabuliren, von keinem Mütterchen die Frohnatur; auch er aber sollte Jurist, sollte durchaus nicht „Dichter werden" und seine einzige, ihm innig gesellte Schwester hieß, wie Johann Wolfgangs, Cornelia. Als Hofkavalier in Ferrara hat er die Prinzessin Lucrezia geliebt. Gab es für Den, der in der dramatischen Dichtung „die causa finalis aller Welt- und Menschenhändel" erkannte, edler tauglichen Stoff zu einem Bekenner-Gedicht? Aber erst neun Jahre später, im Sommer 1789, ist es vollendet worden; als das Band, das ihn, den „Leibeigenen", an Charlotte gefesselt hatte, zerrissen war. Der die Vermählung der Seelen, der Sinne mit allen Fibern Ersehnende sprach das erste Wort; der nach langem Quälspiel Erhöhte treibt den Aufbau des Dramas höher; schon zum Richtfest kränzt ein Enttäuschter das Gebälk. Aus diesen Klüften steigt der Dunst, der, noch heute, in Fetzen über dem Werk hängt. Ueber einem Geniedrama, dessen Held keinen Kredit begehrt.

Nicht zu begehren brauchte: weil er aus seines Schöpfers Odem das Genie, nicht eines Namens Klang nur, empfing. Daß Schillers geistreich-sentimentalisch vor jedem Ent-

schluß schwanker Astrologe im Koller Heere geführt und Pommern erobert, daß sein wortflinker Oberprimaner im Hirtinkittel und Jungferharnisch Orleans gestürmt, im befreiten Reims den König gekrönt, daß Oehlenschlaegers Weichling aus Sundklima Jo, Leda, den Jesusknaben zwischen Mutterbrust und Birne gemalt habe, sollen wir glauben, weil die Drei sich mit den Namen Wallenstein, Jeanne d'Arc, Correggio putzen. In fast allem Genieheldengedicht ist es so. Hier nicht. Ferraras Gast bringt keinen Kreditbrief mit, der ihn als den Sänger der „Gerusalemme liberata“ beglaubigt. Dessen Kreuzfahrerepos, Liebe zu Lucrezia d'Este, der geilen Herzogin von Urbino, Versgetändel mit ihrer ins Mieder des Keuschheitrufes geschnürten Schwester Eleonora und einer auf den selben Vornamen hörenden Gräfin Scandiano, die inquisitorische Behandlung des Gedichtes, des Dichters Einkerkerung ins Franziskanerkloster, seine Psychose, Bettelgänge, Raserei mit Zunge und Messer, die vom achten Papst Klemens (Aldobrandini) ihm verheißene, durch neue Erkrankung vereitelte Lorberkrönung auf dem Kapitol, der Tod des Einundfünfzigers in einer römischen Klosterzelle: all Dies braucht uns kaum zu bekümmern. Kaum. Einzelnes hat sich aus tiefen Gedächtnißrunen doch durch das Löschblatt gedrückt, das alles Erinnern an das sechzehnte Italerjahrhundert tilgen sollte; scheint, wenn Erfindersinn stockte, als Vehikel, Förderwäglein herbeigewinkt worden zu sein. Zwei Leonoren; die Zückung blanken Stahls gegen einen Hofdiener; Strafhaft; im Vornamen des Staatssekretärs Antonio Montecatino klingt der Antonianos, des Inquisitors, nach, der das Jerusalem des Sorrentiners fromm durchschnüffelte. Alphonso hat, freilich, nichts von dem grausamen Ränkeschmied Este; hat viel (obwohl Herr Ludwig es bestreitet) von dem Karl August, der in den unverjährbar noblen Brief an den Minister und Neidhart Von Fritsch schrieb: „Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt, ihn mißbrauchen. Es ist, als wäre es Ihnen schimpflich, in einem Collegio mit einem jungen fähigen Mann wie dem Doktor Goethe zu sitzen, welchen ich doch, wie Ihnen bekannt ist, für meinen Freund ansehe und welcher nie Gelegenheit gegeben hat,

daß man ihn verachte, sondern aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient. Sie sind Herr und Meister, zu thun, was Sie wollen; ich hielte es für Ungerechtigkeit, es sei, wer es wolle, in so wichtigen Vorfallenheiten seines Lebens einzuschränken; aber wie sehr wünschte ich, Sie besönnen sich anders!" Und an den Knebel, der sich zu Dienst in Weimar nicht mehr tauglich fand: „Sind denn, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umganges freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten, Aktenverschmieren ihnen nützen kannst? Können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zu Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ists erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Ländern Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen?" Der übervollblütige Karl August, Reiter, Sauhetzer, Soldat, hemmunglos der Lust an Gelage und Jagd, der Werthern, Jagemann und ländlich plumperer Weibheit hingegeben, ist, gewiß, „sinnlicher Bedürfnisse voll"; aber gegen Verdacht der Aehnlichkeit mit einem deutschen Herzog, der anderthalb Jahrhundert vor Wilhelms Sturz so schrieb und so handelte, brauchten Sie, lieber Herr Ludwig, selbst den in jovialische Hoheit verklärten Este nicht zu vertheidigen. Dieses Ferrara ist Weimar, „wie es der Dichter wünschte"; wie ers, vor und nach mancher Enttäuschung, vor und nach dem Sieg über Charlottens spröd knausernden Schoß, sah und empfand. „Erlaubt ist, was sich ziemt. Willst Du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an. Denn ihnen ist am Meisten dran gelegen, daß Alles wohl sich zieme, was geschieht. Wo Sittlichkeit regirt, regiren sie, und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts. Wenns Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu schätzen wüßten, die erkennen möchten, welch einen Schatz von Treu und Liebe der Busen einer Frau bewahren kann, wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden in Euren Seelen lebhaft bleiben wollte, wenn der Besitz, der ruhig machen soll, nach fremden Gütern

Euch nicht lüstern machte: dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen, wir feierten dann unsere goldene Zeit... Viele Dinge sinds, die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen; doch andere können nur durch Mäßigung und durch Entbehren unser Eigen werden. So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe, die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl! Ich schone Dich, denn sonst würd' ich Dir sagen: Ists edel, so zu denken, wie Du sprichst? Ists edel, nur allein an sich zu denken, als kränktest Du der Freunde Herzen nicht? Ich muß Dich lassen: und verlassen kann mein Herz Dich nicht ... Wenn ich Dich, Tasso, länger hören soll, so mäßige die Gluth, die mich erschreckt." Da steht die kleine, im Tanz grazile, höfisch behende Dame mit schmalen Lippen, dunklem Blick und Haar, die dem derb einfältigen Oberstallmeister Von Stein sieben Kinder geboren hat und die (wahrhaftig?) an den sieben Jahre jüngeren Goethe schreibt: „Vor einem halben Jahr war ich so bereit, zu sterben, und bins nicht mehr. Die Welt ist mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite." Da steht sie, die immer reizen, doch niemals gewähren will. Die auf einen die Rückgabe eines Gedichtchens, nur zu Abschrift, erbittenden Zettel kritzelt: „Ich gebe nichts gern wieder, was ich von Ihnen habe." Aber alles je von ihrer Hand an Goethe Geschriebene, jedes Zufallspapier, zurückfordert, vernichtet und aus den anderthalbtausend Briefen Goethes jede Zeile wegschnitt, deren heischende oder dankbare Erotensprache sie, wärs nur vor Nachwelt, „kompromittiren" könnte. Die in seinem Gartenhaus die einsam sanfte Herzogin Luise bewirthet, in seinem Stadthaus, durch dessen Garten sie aus ihrem unbemerkt zu ihm gelangen kann, die Hofgesellschaft empfängt, damit man weithin sage: „So offen würden die Zwei es gewiß nicht treiben, wenn sie was zu verbergen hätten." Edlen Frauen ist am Meisten dran gelegen, daß Alles wohl sich zieme, was geschieht. „So, uncle, there you are!" Schade, daß Strindberg über diese begehrlich Versagende, unsinnlich Eifersüchtige, die so gern Schwesterchen und Brüderchen, auch wohl ein Bischen Herrin und Sklave spielte, nicht seines mehr männernden als männlichen Zornes Schale aus-

goß. Ihm hätte sie, von anderer Statur als die feisten Schemen der Thorenbeichten, in Windeln die Seele gedrosselt. Doch schon war der goldene Tisch an einen Bankdirektor, das alte Kelchglas ins Kunstgewerbemuseum verkauft. Auf dem Eßtisch aus der Möbelabtheilung des Waarenhauses, zwischen billigem Porzellan, groben Bestecken und schmatzenden Männern, stand nun die bleiche Lilie in einer mit Leitungwasser gefüllten Zweimarkvase. Griff sie ein kecker Knabe, dann starb sie in schwüler Sommernacht; langsamer sonst, unbeachtet von Essern und Trinkern, und sank aus dem Mülleimer ins Massengrab. Noch sucht Leonore das Wunderbare, die große, Flügel spendende Leidenschaft; seit aber die Schranke, die sie von dem Gewimmel schied, fiel, schaudern ihre empfindsamen Krankensinne noch schmerzlicher vor jedem Windhauch, der jetzt üble Dünste herweht, und von der Gischtklippe der Vorstellung führt auf den Fels des Willens kein rettender Steg. Einzelne wagten den Sprung, kamen keuchend drüben an, errafften von verweibten Männern das lange neidisch ersehnte Initiativrecht: und wurden, wenn das Ewig-Weibliche sie in die erregende Unreine der Monatskrisis herabgezogen hatte, von einem klirrenden Monocle-Achill oder jobbernden Lackschuh-Holofernes ausgeschlürft, in Spülicht gestoßen. Die Anderen bewahrten weinend die von keinem Räuber gefährdete Jungferschaft oder krochen in eine lustlose Unvermögensgemeinschaft, die der Mann am Stammtisch seine Ehe nennt. Die Frau betreut ihre häusliche Pflicht, nickt, wenn die Mutter den Segen so nett ausgestatteten Unterstandes preist, und stöhnt nur ins Ohr der einzigen Freundin das Weh, unverstanden, unbefriedigt zu altern. Die denkt: „Nun ist auch die arme Lore hysterisch geworden"; und wird nächstens mal mit dem Ehemann ein ernstes Wort reden. Frau Leonore kauft heimlich die kleine Damenausgabe des Zarathustra, legt sie, unter ihr Wirthschaftbuch, ins Buffet; und träumt von großer Gletscherstille, vom Uebermenschen, während sie dem Mädchen für die Großwäsche Laken und Hemden, Tisch- und Mundtücher zuzählt; träumt von Nietzsches tanzlustigen Männern und gebärtüchtigen Weibern, während der Eheherr dem Spezialarzt, der ihm eine Schwefelkur empfiehlt, als mildernden

Umstand zuraunt, seiner über Alles geliebten Frau habe der berühmteste Frauenarzt der Hauptstadt schon vor Jahr und Tag den Eierstock ausgeschnitten. Im Reich der Dichtung erinnerte Eine nur an die Lilie vom gezeichneten Stamm der Este: die Tochter des Generals Gabler, die das quälende Bewußtsein ihrer Unfruchtbarkeit treibt, Allmacht über einen Mann zu erlisten, erlüsteln, mit feinen Krällchen ein Menschenschicksal zu zerzupfen. Hedda Gabler, die ihrem Dichter den Tod „mit Weinlaub im Haar, Tod in Schönheit" wünscht und sein Werk verbrennt, damit er kein Kind hinterlasse, auch er unfruchtbar scheine: hier sind Bleibsel aus Charlottens schlechtestem Stoff. Ist nur mehr Saga-Furioso, Brünnhildendämonie; drum gehts nicht so glatt aus wie in der gemäßigten Zone des Ilmhofes. War aber das Sudeldrama „Dido", worin Charlotte ihren Freund sagen läßt, erhabenes Empfinden sei nur die Folge von Magenschrumpfung, den nach unendlicher Pein von ihr Erlösten in einen bockstinkig eklen, nur schön gestrählten Faun verzerrt (und das der treulose Schiller „eines edlen Gemüthes Bekenntniß" nennt), ein hehreres Werk als Heddas Verbrennung des Hirnkindes? Erlaubt ist, was sich ziemt... Goethe war nicht Strindberg. War gehürnt; und hats überstanden. Das Jahr, in dem Tasso vollendet und August Goethe geboren wird, trägt auf Charlottes Gut Kochberg den Brief, aus dem der Satz starrt: „Erfreue Dich Deiner Einsamkeit; es wird nicht lange währen, so hab' ich, wills Gott, sie auch wieder gewonnen, um sie nie zu verlassen." Und schon sechs Wochen nach seiner Heimkehr aus Italien hat die stolze Frau geknirscht: „Goethe hat mich auf völlig fremdem Fuß entlassen." Bald war er ihr nur noch „wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel fiel". Christiane, Augusts Mutter, stand zwischen ihnen? Nein. Seit der Erhörung des langen Werbens (Herr Ludwig hat Dieses fein nachgefühlt) verglomm, ganz sacht, die Flamme; und die Siebenundvierzigjährige, die, noch immer, „goldene Zeit" spielen wollte, entrückte sich selbst dem nicht mehr erotisch Gefesselten. 1791, da er die Leitung des Hoftheaters, wie „'e Wein", in Schlückchen genießt, schreibt sie: „Das Mitleid bemächtigt mich manchmal über ihn, daß ich weinen könnte." 1825 läßt sie für Corneliens Enkel das Jugendbild

„Ihres von uns so hoch verehrten lieben Großonkels“ kopiren und freut sich, „den Enkelneffen des alten Freundes vor dem mir bevorstehenden Salto Mortale noch kennen gelernt zu haben“. Geistreich; am Ausgang des dreiundachtzigsten Jahres, das die stets Kränkelnde noch um dreizehn Monate überlebt. Acht Tage nach ihrem Tode ist Quartettabend bei Goethe; der Hausherr macht der Madame Eberwein artig den Hof und spricht, „höchst befriedigt“, über die Kunst der Sängerin und ihres Mannes, der Diwan-Lieder würdig komponirt hat. Iphigenie, Leonore, Charlotte, Natalie: die Frau, deren Wesenstheile solches Quartett schmücken konnten, lernt der Ferne, zu ihr, von ihr geneigt, nicht aus; und sie hat ihre Spur vorsorglich verwischt, ihre Briefe vernichtet. Die dem Einzigen „Glückseligkeit zu ungeheurer Summe“ (für ein Weilchen) häufte, müssen wir ehren. Doch zu Liebe kann ich mich nicht zwingen. Wie hat sie ihren „Heiligen“, wie erst den Liebsten gepeinigt, nicht nur die Weiber, Corona und noch leichtere, nein, auch die Freunde ihm, herrsch-, selbst-, drum eifersüchtig, mißgönnt, jede nicht von ihr bereitete Lust, wenigstens die Ränder, benagt, wie engherzig den vom Himmel gefallenen Stern in ihr Seidenwestchen zu wickeln getrachtet, daß er ja nicht etwa weithin noch strahle! Sieben Kinder aus den Lenden des Schlemmers, Marstallmeisters, Ochsenmästers, Jeumachers Stein, danach so viel Parade mit Reinheit, sublimer Sittlichkeit, fest an Tugend hängender Liebe: war dieses Weib in Goethes Blut nicht doch, wie Mißtrauen in Egmonts, ein fremder Tropfen, den die „gute Natur“ herauswerfen mußte? Nicht wirklich, wie der noch Unerhörte aus Abendzweifel einst schrieb, „nur das reine Glas, darin sichs so gut bespiegeln läßt“ (wenn Anhauch und Speichel des letzten Kusses weggeputst ist)?

Daß der Tassodichter in tief zerklüfteten Stimmungen Charlotte sah, Leonore schuf, ist fühlbar geblieben. Auch, besonders in der Gestalt, Handlung und Rede des Staatssekretärs, der Wandel des Urtheils über Werth und Bedeutung des staatsmännischen, auf breiter Straße ins Allgemeine wirkenden und des leis den Kulturgang schleunigenden poetischen Schaffens. Der französische Kritiker Ampère, sagt Goethe, „hat richtig bemerkt, daß ich in den ersten zehn

Jahren meines weimarischen Hof- und Dienstlebens so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben und daß ich dort, mit neuer Lust zum Schaffen, die Geschichte des Tasso ergriffen habe, um mich von Dem frei zu machen, was mir noch von meinen weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte." Dieses Alterswort ist mir Schlüssel. Rom ward Damaskus. „Da Saulus vom Heiligen Geist erfüllt war, fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er wurde wieder sehend." Aus alten Schicksalsfragen erbrütet die Römersonne Antwort. Ist Dieser geschaffen, im Gedächtniß einzig schöner Stunden nie wieder nach fremdem Gut lüstern zu werden, bei der edelsten Frau zu erfragen, was sich zieme, der sechsundvierzigjährigen Hofdame goldene Zeit vorzuzaubern? Ist nur Staatsverwaltung, Sorge für Acker- und Bergbau, feierliches Getuschel mit fremden Ministern und der Versuch, die stets störrige Mähre eines Fürstengemüthes mit Sporn, Zucker, Peitsche zurechtzureiten, ist all solcher Kleinkram, den jeder Fritsch meistert, nicht Künstlersschöpfung, die That, die am Anfang war und in Aeonen des Schöpfers Erdentag fortwähren läßt? Glücklich ist, wer selbst seinem Streben die Grenzen setzt. Stirb, fast neidig den Montecatinos Nachstrebender, und werde: Tasso! Entkette Dich der Unnatur dieses schleppenden Verhältnisses zu Einer, die Dir Fürstin, Heilige hieß, in deren Dunstkreis Du „nichts Eigenes mehr" hattest, die Dich ganz in ihre Sphäre saugen will, und sei wieder: Goethe! Da ist die Unterströmung des Dramas. Wers auf die Bühne (auf ders Goethe nie vollständig sehen mochte, Frau von Stein nicht oft genug sehen konnte) bringen will, muß tief in das Gedicht hineingelauscht und, muthig entschlossen, seine Stellung zu ihm gewählt haben. Sonst verdunstet ihm der Horizont. Der Regisseur des Staatstheaters stellt seine fünf Spieler gut; hebt sich selbst aber nicht aus Zwielicht. Seltsam Cosimeskes braute schon in dem Studentenstück um ihn. In dem thorenrein gefegten, mit Importfrommheit aus verschiedenen Schläuchen besprengten Bayreuth soll Isolde, auch Kundry gar, „ein Kind" sein. Befehl der Meisterin. Papa Liszt hätte listig-lüstlich geschnuppert: Kinder giebt es von sehr verschiedener Art. In

Belriguardo wird die Prinzessin verkindet; soll, ungefähr, Leonardos Lisa mit Achtzehn scheinen. Dadurch kommt, zunächst, unsere bewußt junge, gewichtig muntere Sanvitale in den Paßgang einer Duenna, aus Erfahrungreife schelmisch (o wie schelmisch!) herabdrohenden Palastdame. Verschiebt sich bald auch Leonorens Verhältniß zu den drei Männern ins unhaltbar Grundfalsche. Eines Prinzeßchens lehrhafte Altklugheit: überläufts Euch? Obendrein ists, als habe der Schatten des süß berlinernden Erbgrafen Hülsen gelispelt: „Nu, Bolz, 't janze Licht auf Ihre Hoheit und 'n diskreten Strahl auf Frau Jräfin!" Keinem Steinanbeter glaube ich, daß der Dichter die Frau, die dem von Schöpfers Qual und Wonne noch dampfenden Genius Vorlesungen über Schickliches, Ziemliches, tugendsame Mäßigung der Liebe hält, ihr Herz mit ihm äugeln, ihm Seligkeit in ungeheuren Summen verheißen läßt und sogleich danach das „Hinweg!" (einer Miß) ruft, bis ans Ende in Glanz und Glorie der Heiligen Jungfrau sah. Was wird, wenn sie in Prallsonne steht, aus dem Gedicht? Dummes Trauerspiel. Verdientes Erlebniß eines vom Glauben an seinen Liebreiz Gefoppten, der sich nie aus seiner Papierwelt in Lebensluft wagen durfte. Schiffbruch des ohne Senkblei, Kompaß, Windswitterung Ausgefahrenen an dem Fels noch, der ihn Rettung dünkt.

Stelzest Du, Regisseur, Dich in den Rang eines Gegengoethe? Dem Antichristus, der den Evangelien nichts zusetzen, nur „'t janze Licht" auf Hanans Hohpriestersippe, auf die Schriftdüftler und die von ihnen „conquistata Gerusalemme", zuletzt auf Judas werfen könnte, hinge die blödeste Menge nicht lange an. Auch hier ist gewollte Kreuzigung und Auferstehung. Ist nicht Tragoedie. Die spielst Du. Hat vor Dir mancher geistreich Blinde gespielt. Dein Stück wäre nach einer Halbstunde aus, wenn der Herzog seinen Staatssekretär, nach dessen erstem Wort eisiger Abwehr des ihn mit Werbung berennenden Dichters, beim Ohrläppchen nähme und spräche: „Unser Gast ist nicht, wie Du wähnst, ein spiegelsüchtiger Gerngroß, aufgeblasenes Dutzendtalent, hat nicht die Grimasse, sondern Herzblut und Athem der Genialität und darf deshalb für Grille und Ueberschwang noch Ehrfurcht fordern." Wenn Alphonso zu seinem Minister

redete, wie Karl August an seinen über Goethe schrieb. Weil ers nicht thut, streckt und fältelt sich Dein Stück. Wir fürchten das Wiederaufklaffen des Spaltes zwischen den abgeweideten Romantikergemeinplätzen von „Herz" und „Welt", folgen gehorsam, weils „erstklassisch" ist, werden nirgends aber bis ins Innerste gepackt, riechen Lavendel und fragen uns, beinah respektlos, ob dieser sonderbare Schwärmer Tasso denn so langgestilter Reden werth sei. Deiner nicht. Ein unschön eifernder Jungmann mit taktfest drückendem Kehlkopf, heftig schanzenden Halsmuskeln, rothen Klempnerhänden, der mit junkerlich knarriger, nicht unedler, doch glanzlos eintöniger Stimme seinen Part nicht schlecht, nicht kalt, nicht unklug aufsagt, noch öfter ausschreit. Und genau so sprechen, brüllen, schluchzen würde, wenn er Einen zu mimen hätte, dem der Vater gemordet, die Schwester geschändet, das Liebchen untreu geworden ist. Aergere Verkennung war nicht ersinnlich. Und Dieser ist lange schon in Ferrara, dem Herzog Labsal, den Frauen Blüthenjubel und Sturmgejauchz nie zuvor erblickten Frühlings, von Antonios Auge oft, ein ihm noch Unwägbares, gewogen? Wir glaubens nicht. Die Zwei sahen einander niemals; auch mit dem Fürsten, der Fürstin ist der junge Herr (Asta oder Adele in Hamlets Hose) nicht in atmosphärischer Gemeinschaft. Tasso ist von zwei Stellen aus zu greifen, zu gestalten. Die erste: „Haben alle Götter sich versammelt, Geschenke seiner Wiege darzubringen: die Grazien sind leider ausgeblieben; und wem die Gaben dieser Holden fehlen, Der kann zwar viel besitzen, vieles geben, doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn." Das zielt auf Montecatino (und, hoffe ich manchmal, auf Mona Charlotte vom Marstall). Versiechte Dir, Regisseur, Auge und Ohr? So seelisch steif und dürr Dein Antonio ist: mit den Gaben der holden Grazien ward er viel reicher doch gesegnet als der auch (warum?) Kohlschwarze mit den früh gefurchten, trotz dicker Weißpuderschicht schweißfeuchten Wangen, an dessen knöchernem Busen sichs nicht weich ruhen mag. Die zweite Stelle (nach Alphonsens Mahnung, den Schaffensdrang zu dämmen, in Weltgeselligkeit Zerstreuung zu suchen, die aus Verlust des Poeten dem Menschen Gewinn münzt): „Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,

so ist das Leben mir kein Leben mehr. Verbiete Du dem Seidenwurm, zu spinnen, wenn er sich schon dem Tode näher spinnt. Das köstliche Geweb' entwickelt er aus seinem Innersten und läßt nicht ab, bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen." Die Billigung Ampères war der Schlüssel zur Kirchthür; aus den Versen vom Seidenwurm wird der zur Sakristei. „Ich halte diesen Drang vergebens auf, der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt." Will ihn auch nicht aufhalten. Denn von ihm, durch und für ihn lebe ich. Von seiner Gnade bin ich, der ich bin: des ewigen Lichtes Bringer, des Allumfassers, Allerhalters Apostel, umnebelter Himmelsgluth Künder, Phosphoros, Luzifer, vom Heiligen Geist Besessener, noch in Krampfes Schrillheit Stimme des wanklos thronenden Herrn. Und konnte hinter dicken Wahnesbinden mich in den stäubenden Ruhm der „praktisch" Thätigen sehnen! Hier ist nicht Tragoedie; nicht einmal, hold begabter Doktor Ludwig, „scheinbare Katastrophe" (für Blinde nur scheinbare). „Ein Schauspiel": steht unter dem Namen des Helden. Habt Ihr Augen? Hier ist Katharrsis, ehe Tragoedie werden kann. Ist Heilung Eines, dem auch (ich wiederhols) Leidenserlebniß Wonne war. Der nicht um Ferraras Kronkleinodien es je missen möchte. Dein Torquato, Regisseur, trug die torquis, als wärs das Stierjoch, das Kummet eingespannter Pferde, das ihn bis in Verröcheln würgt. Goethes trägt sie wie der Manlius Imperiosus, der Torquatus hieß, seit er vor seines Heeres Auge einen Gallier im Zweikampf erschlug und des Erschlagenen goldene Halskette, auch eine torquis, als Triumpheszeichen um den eigenen Hals schlang. Nicht ein von der Erinys, von der düsteren Alekto mit der Schlangentorquis Gejagter trat vor uns hin, klammert zu Rast sich spät an Montecatinos Felsbrust. Ein Gekränzter, mit der Ehrenkette Belohnter; zu kurzer Rast an die Steinmole, gegen die sein Schifflein geschleudert worden war. Das wird schnell wieder flott. Was hieß Das für ein Leben führen? Kleinstaatsdienst und Hofknechtschaft, Livree und Akten. Eine Eisfassade erwärmen, der zierlichen Reifrockpuppe aus Altmeißen, ein Pygmalion mit apollinischer Sangeskunst und Aphrodites Huld, Leben einhauchen, eine weiße Galathea, die blasse Lilie in Blutsröthe küssen: Das lohnt schon besser.

Wie einer von Prinzen, Offizieren, Reitknechten, Pagenstandhaftigkeit und Kitzelkünsten gierig Alternder übersatten Donna Juana die Verführung eines düster strengen Mönches. Wäre die Belagerung nur nicht gar so langwierig, das eroberte Gelände noch nicht so herbstlich, die Ueberwundene ferner von Herrschsucht, freier von der Allure der durch ihr „Opfer“ zu Allmacht Berufenen; und: siebenundvierzig! Vor und über den in Venedig, Florenz, Rom, Neapel blühenden Leibern dran zu denken: Vision Tiefurts in Taormina. Tiefer beschämend noch das Erinnern an fruchtlose Jahre. Fast nichts Rechtes geschaffen. Im versandeten Binnenhafen scheitern? Einem schwelgenden Fürsten würdig aufwarten, allerlei Kunstkram sammeln und sichten, von anderen Enghöfen sich Dosen, Sterne, auch wohl ein Kettchen holen, das doch nur des Zugthieres gleißende Halsfessel wird, und mit der „lieben Lotte“, deren Jüngster schon ein Kerlchen mit offenen Augen ist, in Hochschranzentempo, insgeheim und doch allzu ehelich sittsam (wie nennt mans vor keuschem Ohr?) der Liebe pflegen? Clavigo, der bei Mariens Lungenfäulniß versauert. Nein. Täglich Freiheit und Leben erobern. Auch Faust will gen Süd, zu Helena, dann in Lebensweite, auf dem Meer abgerungenes Freiland, das Millionen einst Heimstatt wird. Mahnend pocht Wilhelm Meister. Der Lyriker, Epiker, Romancier, Naturforscher schlief; ist nicht gestorben. Das kränklich eintrocknende Pflänzchen darf nicht der letzte Duft solchen Lebens gewesen sein. Erst Vierzig! Aus vielen Beeten ruft ringsum Wohlgeruch. Christiane ist Vollnatur, drum auch der Frau Aja als „Bettschatz“ des Sohnes willkommen, unverkünstelt aus einem Stück und immer voll dankbar hegender Liebe; üppig frische Weide für Einen, der Jahre lang, zuerst unverdrossen, an zäher Speise gekaut hat. Dahinter leuchtet der Blumenpfad von Rosen, Tulpen, Mohnkolben, Kamelien, Tausendschön; bis in Abendröthe, zu Marianne, Ulrike. Nur keine Zierlilie mehr! Keinen Hofroman, keucht Tassos vernarbende Seele, mit einer kranken Prinzessin, der übersinnlich-sinnliches Lockspiel Zimmergymnastik und Keuschheit Angstgebot ist. Doch ihren Kranz, die grüne Torquis von Vergils Stirn, nimmt er mit auf den Weg zu seines Werkes Vollendung. Hattet Ihr Ohren? Selig

war er, noch da er aus Qual aufschrie. Weil unter stumm Duldenden ihm ein Gott gab, „zu sagen, was er leide.“ Weil nur von so reizbarer Schwachheit, von so schnell beschwingten, himmelhoch, höllentief tönenden Sinnen sein Jerusalem zu bauen war. Ferrara? Ein Rastort. Eleonore? Die adeligste, modisch wunderlichste Wiedergeburt Armidens, die, aus noch derberem Stoff, zuvor Kirke hieß. Antonio? Der steingraue, oben schön bewachsene Molo. An ihm zerschellen? Schon badet die quillende Thräne ein Lächeln. Wer von Euch, Feingebildete, weltmännisch und gütig Weise, hätte aus vier nie dicht Verhängten, nicht schwer Durchschaubaren die Euch entsetzlich fremde und in sich doch vollkommen logisch geregelte Welt zu schaffen vermocht, die meiner von Schöpfung, von des Zeugens und Gebärens Doppelweh wunden Seele hier zwischen zwei Sonnen aufging? Keiner. Mein in Vorstellungfesseln geschmiedeter Wille hatte Euch verzaubert. Ihr waret, wie Rinaldo und seine Gefährten, meine Geschöpfe; spieltet, mit mir, mein Drama. Spielte ichs nicht am Besten? Dieses Bewußtsein war in mir: in Wuth des Gekränkten, Hinweggestoßenen noch Jubel des Stolzen. Nun hat Euch der Dichter, nicht gnädig verschleierte Hofacht ihn, entlassen. Der Dichter will sein Werk; wirkt dran, auch wenn ers Blinzlern in Lebensfluth und Thatensturm, in Getändel und Selbstzerfleischung vergessen zu haben scheint; und seine Spieler, Mitspieler sind, wie des größten Zauberers, aus Luft und Lehm, von eines Athems Gluth in Leben erhitzt. Er aber läßt von dem köstlichen Gewebe nicht ab, „bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.“ Euer Wahn hat Tragoedie gefürchtet? Phantasie gab dem Dichter ein Fest.

Notizbuch

Kalter und heißer Orient

Aus Baku, wo er viel sah und hörte, hat Herr Radek einen Artikel nach Moskau geschickt, der durchschimmern läßt, was die Bolschewiken von den Orienthändeln der Groß- und Kleinmächte erhoffen. Den Frieden von Sèvres (Entente-Türkei) hält er für abgethan, weil die hunderttausend Griechen, die Herr Venizelos gegen Kemal Pascha aufgestellt hat, nicht mehr kämpfen wollen. „Versucht der brave Konstantin,

um die Huld der Entente zu erlangen, weiter den Gendarm der Entente zu spielen, so endet auch für ihn die Geschichte schlecht. Frankreich zieht aus Kilikien seine Truppen zurück und will nur Syrien halten. Die kleine Italertruppe ist nur zu Parade dort. Seit Armenien von Sowjets regirt wird, grenzt es an Rußland, wir können Kemals Heer mit Material versorgen und er kann, wenn er nicht länger in Kleinasien gehemmt wird, den Kampf gegen England in Mesopotamien wagen. Italische Kapitalisten (die ihm sogar Waffen verkaufen), aber auch französische Imperialisten suchen Kemal zu gewinnen. Syrien, sagen sie der Regirung in Angora, müsse in Frankreichs Hand bleiben, damit England nicht im Mittelmeer allmächtig werde. Dessen Schlösser seien Gibraltar und Suez; von Syrien aus könne man aber das Suezschloß öffnen. Deshalb dürfe die Türkei sich nicht gegen die Franzosenherrschaft in Syrien sträuben. Nur hindert diese Herrschaft wieder Frankreich, ernstlich von England die Räumung Mesopotamiens zu fordern. Und daß es dieses Land freiwillig räumt, ist nicht anzunehmen, obwohl jetzt selbst in den ‚Times' über den Glauben gespöttelt wird, der Willcox-Plan könne Mesopotamien, durch systematische Bewässerung, schnell in ein Weizen- und Baumwollparadies verwandeln. Ganz aber ist dieser Traum noch nicht ausgeträumt; und das Mosulgebiet lockt nicht nur die Admiralität, sondern auch den nüchternen Lloyd George. Der sagt im Parlament, der britische Löwe lasse die mesopotamische Beute nicht aus den Fängen; und zugleich verhandeln, in Tiflis und Konstantinopel, englische Agenten mit dem selben Kemal, den Herr Balfour ‚einen wilden Räuberhauptmann' genannt hat (nur über Gefangenenaustausch: versteht sich). England will die Dardanellen, Konstantinopel und Mesopotamien unter seiner Fuchtel behalten und läßt den Nationalisten Kemals die Hoffnung auf Vortheile zuflüstern, die sie erlangen könnten, wenn sie sich nordwärts wenden, die Tataren von Aserbeidschan, echte Mohammedaner, unter ihre Macht beugen und aus Baku das Petroleum holen, das sie in Mosul den Briten lassen müssen. Aber trotz der Unterstützung dieses Geflüsters durch gewichtigere und stärker klingende Argumente ist die Verständigung der Entente mit der Türkei unwahrscheinlich. Und

Englands Kriegsaussichten sind nicht besonders günstig. Nach Niederlagen wird die Kriegsmüdheit der Massen sehr laut mitsprechen. Die Araber sind den Briten, die sie Jahre lang gegen die Türkei aufpeitschten, schon so unbequem geworden, daß sie ihres zärtlichen Andranges sich mit Tanks, Aeroplanen und anderen Gewaltmitteln erwehren mußten. Wir sind zwar bereit, dem erwachenden Orient gegen die kapitalistischen Plünderer zu helfen, aber nicht so naiv, uns in die Arme der Orientnationalisten zu werfen. Das erzählen nur die scheinsozialistischen Kaffeehauspolitiker Westeuropas."

Oberschlesien

1. „Mit Hurra- und Lokal-Patriotismus ist in unserer oberschlesischen Sache nichts zu machen, in der, fürchte ich, mit dem deutschen Volk ein äußerst leichtfertiges Spiel getrieben wird. Die Enttäuschung wird dann groß sein. Die berliner Machthaber informiren sich nur bei den Propagandastellen; auch, wenn der Centrale eine neue Auffassung der Lage vorgetragen worden ist. Man bleibt also im circulus vitiosus. Breite Schichten rechnen hier schon mit dem Verlust des südlichen Theiles der Provinz. Man macht der polnischen Kultur in Oberschlesien praktisch keine Zugeständnisse. Die Propaganda sabotirt gewisse gute Absichten oberer Stellen. Ich halte, nach meinen Erfahrungen, das Autonomiegesetz für einen Bluff. Das Mißtrauen gegen uns Deutsche erhält immer wieder Nahrung. Im besten Fall haben wir aus Oberschlesien ein zweites Elsaß-Lothringen gemacht. Das war nicht nothwendig. Der Oberschlesier wäre mit geringen, aber ehrlicch gemeinten Konzessionen zufrieden gewesen. Man mußte kulturelle Zugeständnisse machen, um politisch Etwas zu retten. Beinah grundsätzlich werden von leitenden Stellen der Propaganda Oberschlesier ausgeschaltet. Wahrscheinlich mißtraut man ihnen. Daher aber auch die geringe psychologische Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und in der Beurtheilung des oberschlesischen Menschen. Ein paar Konzession-Schulzes giebt es; aber Einfluß hat kein Oberschlesier. Die ,Verbände heimathtreuer Oberschlesier', die als Propagandasturmblock arbeiten, sind auf eine Lüge gebaut. Die Leitung der ,Verbände' hat mit unserer Heimath nichts zu thun. Die Hauptgeschäftsführung liegt in den Hän-

den des Landgerichtsrathes Ernst (Hesse, Typus des preußischen Beamten ohne Horizont) und eines Dr. Quester (Rheinländer, seit anderthalb Jahr zur Agitation in Oberschlesien, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Professors Schumacher in Berlin). Die Herren kennen gar nicht die Stimmung unseres Volkes. Viel ist nicht mehr zu machen. Weh den Deutschen, die bei der entsetzlich erbitterten Stimmung zu Polen kommen!"

2. „Sie sind im Recht: Ebert adelt. Mit feiner Urkunde. So weit wären wir nun! Billig ist die ‚Ruhe und Ordnung', die Herr Escherich durch seine Orgesch verbürgt, wahrhaftig nicht. Großgrundbesitzer zahlen pro Morgen eine Mark. In unserem Kreis, der nicht vierzigtausend Einwohner hat, giebt der Großgrundbesitz ungefähr hunderttausend Mark. Die Großindustrie zahlt mindestens eben so viel; im Ganzen werden wir wohl zweihundert Millionen Orgesch-Kosten neben den Reichswehr-Milliarden haben. Die schlesischen Führer, die Grafen Praschma und Pückler etc. p.p., können gewiß darüber aussagen. Landrath, Staatsanwalt, der gesammte Behördenapparat: Alles ‚orgeschtreu'. Und die hohe Staatsregirung hat ein Orgeschhaupt, den Grafen Praschma, jetzt zum Jungen Mann des Abstimmungskommissars, des Fürsten Hatzfeldt, ernannt, der nun wohl wirklich ‚nicht mehr leistungsfähig genug für sein schweres Amt' ist. Soll die Orgesch auch die Abstimmung ‚schmeißen'? Das wäre noch viel gefährlicher als die Experimente des Generalmajors Hoffmann, der einstweilen ja nur im Sportklub, Unter den Linden, in die Fußstapfen berühmter Hasardeurs tritt."

Entwaffnung?

„An alle Angehörigen der Arbeitgemeinschaft Roßbach (Gau Pommern und Gau Hubertus). Wir haben ein schweres, aber erfolgreiches Arbeitfeld hinter uns liegen. In schnellem und jähem Wechsel hat die AG nach Auflösung der Truppe Zeiten erlebt und durchkämpft, wie sie schwerer wohl kaum zu denken sind. Von ganzem Herzen danke ich den ehemaligen Offizieren und Mannschaften für ihre aufopfernde und entsagungvolle Thätigkeit. Die Zeit ist heute nicht dazu angethan, darüber nachzudenken: Was wird später? Nur, wer seine Person rückhaltlos in den Hintergrund stellt und mit

klarem, sicheren Blick für das Gemeinwohl des Ganzen geradeaus geht, wird durch diese Zeit des Hasses und der Lüge unbeirrt hindurchkommen. Die Sorge um Eure Zukunft leget vertrauensvoll in die Hände Derer, die Verantwortung für Euch tragen. So, wie ich Euch bisher mit Hilfe meiner braven Unterführer in den Anfang eines geordneten Lebensweges geführt habe, werde ich es auch im kommenden Jahre thun. Das kommende Frühjahr wird uns vielleicht schwere Stunden bringen. Die kommende Zeit wird von uns ganze Männer verlangen. So lange wir aber so einmüthig wie bisher zusammenhalten, kann uns keine Macht der Hölle vergewaltigen. Der eiserne Wille und die harte Faust unserer weit über tausend Mann starken Gemeinschaft wird bei bedingunglosem Vertrauen zu ihren Führern sich einmal den Lorberzweig des Siegers pflücken dürfen. Möget Ihr Alle in treuer Pflichterfüllung, begeistert durch die Thaten unserer Helden im Weltkrieg, das große Ziel eines einigen, freien, starken deutschen Vaterlandes erstreben. Das ist unser Weihnachtwunsch für Euch Alle! Stargard in Pommern, 22.12 1920. Roßbach." Weit über tausend Mann; „Arbeitgemeinschaft". Entwaffnung?

Deutsch-Irischer Diwan

Das englische Blaubuch, das die Urkunden der deutsch-irischen Verschwörung von 1914 enthält, ist hier noch nicht zu kaufen. In den Auszügen der Presse fand ich nichts über den Geheimvertrag, den vor Neujahr 15 Unterstaatssekretär Zimmermann, im Auftrag des vom Minister Simons innig verehrten Bethmann, mit dem Iren Roger Casement schloß. Ich weiß aber, daß mindestens der Hauptinhalt des (hier mehrmals erwähnten) Vertrages in London bekannt ist. Da die Unabhängigen, die schon 1916 eine Abschrift besaßen, jetzt die wichtigsten der zehn Vertragsartikel veröffentlicht haben, sei auch hier, durch wörtliche Anführung einiger Hauptsätze, wieder erwiesen, was in dem bethmännischen Deutschland möglich war. „Aus den irischen Soldaten und anderen Iren, die als Kriegsgefangene jetzt in Deutschland weilen, soll, zu gegenseitig nationaler Unterstützung, eine Irische Brigade gebildet werden, die von der Kaiserlich Deutschen Regirung eingekleidet, verpflegt, mit ausreichenden

Waffen und Geschossen versorgt wird, eine besondere, von anderen scharf unterschiedene Uniform trägt, nur unter der Irenfahne kämpft, nur von irischen Offizieren in den Kampf geführt wird. Bis dazu geeignete Männer aus Irland und den Vereinigten Staaten von Amerika herangeholt sind, werden deutsche Offiziere, in Uebereinstimmung mit Sir Roger Casement, die Disziplinargewalt über die Brigade haben, von der aber während dieser Zeit keinerlei militärische Operation verlangt wird. Kleidung, Nahrung, Waffen, Munition liefert die Kaiserlich Deutsche Regirung freiwillig und ohne Entgeltsforderung, um das irische Streben nach Unabhängigkeit zu fördern. Sie verpflichtet sich, nach einem deutschen Seesieg, der die Ausführung dieses Planes ermöglicht, die Irische Brigade, mit reichlichem Vorrath an Waffen und Munition und mit einem deutschen Hilfcorps, auf deutschen Schiffen nach Irland zu senden; dort soll das Volk gewaffnet und der Versuch gemacht werden, Irlands nationale Freiheit mit Waffengewalt wiederherzustellen. Wird der deutsche Seesieg, der die Vorbedingung dieses Unternehmens ist, nicht erfochten, kann also die Brigade nicht für die Befreiung Irlands vom englischen Joch kämpfen, so wird sie, in Deutschland oder anderswo, für Aufgaben, die Sir Roger Casement gebilligt hat, Verwendung finden; ein Schlag, der die britischen Eindringlinge in Egypten träfe und den Egyptern die Freiheit zurückgäbe, brächte einer Sache Nutzen, die der irischen nah verwandt ist. Wird der Krieg ohne Landung in Irland beendet, so verpflichtet sich die Kaiserlich Deutsche Regirung, jeden der Brigade Zugehörigen, der es wünscht, nach Amerika zu schicken und mit den Geldmitteln auszustatten, die das Gesetz der Vereinigten Staaten von dem Einwanderer fordert. Nach gelungener Landung in Irland, nach Niederwerfung der britischen Herrschaft wird die Kaiserlich Deutsche Regirung die so entstandene Regirung des unabhängigen Irlands öffentlich anerkennen und durch aufrichtiges Wohlwollen zu fördern trachteu." Was draus geworden ist, weiß die Welt. Der Vertrag, der mir, als ich ihn zuerst sah, einer Gaunerposse nachgestümpert schien, muß doch wohl, eben so wie die in Berlin gefälschten belgischen Urkunden, der Rechtsabtheilung des Aus-

wärtigen Amtes vorgelegen haben, zu deren Häuptern damals Herr Dr. Simons zählte. Dessen gläubiges Landrichtergemüth hielt solchen „Betrieb" wohl für Politik; und votirt drum dem Bethmann die unversiechliche Dankbarkeit des deutschen Volkes, in dessen Namen er, wie weiland Wilhelm, sich zu sprechen erdreistet. Als der aberwitzig frivole Vertrag geschlossen wurde, soll Deutschland noch nicht hundert gefangene Iren geherbergt haben. Doch allmählich mußte die Zahl ja wachsen. Und da einzelne Iren so altfränkisch oder altkeltisch waren, in ihrem dem König von England geschworenen Treueid eine Fessel zu fühlen, erwirkte Herr Erzberger, hic et ubique von dem Bethmann zu Hilfe herangezogen und so ehrfürchtig bewundert, wie die moabiter Zeugenaussage des grauen Sünders nicht ahnen ließ, in Rom die Abordnung zweier Irenpriester „zu Seelsorge im Gefangenenlager". Die Zumuthung, ihre Landsleute dem Eid zu entbinden und von dessen Ungiltigkeit zu überzeugen, lehnten aber die Priester schroff ab. „Schweinebande!" Sie wurden, zu Bändigung ihres der Kriegsraison widerstrebenden Gewissens, eingesperrt und erst auf den Einspruch Matthaei befreit, der Roms Zorn und Strafe fürchtete.

Poincaré-Briand

Professor Basch von der pariser Sorbonne, der dem Bund für die Wahrung der Menschenrechte vorsitzt, hat über ein Gespräch mit Herrn Poincaré einen Artikel veröffentlicht, den, scheint mir, auch Deutsche kennen müssen. „In einem Arbeitzimmer, wo, wie man sofort spürt, wirklich gearbeitet wird, sitzt vor einem großen Tisch der Mann, der in einer der tragischsten Stunden unserer Geschichte das Steuerruder in seiner Hand hielt. Nur auf den landläufigen Bildern sieht Herr Poincaré aus wie ein gut angezogener, gut gekämmter Bourgeois mit einem Gesicht von banaler Regelmäßigkeit. Durch die wenigen Borsten, die ihm geblieben sind, funkelt die Glatze in revolutionärem Glanz, auch die Barthaare scheinen sich gegen den Kamm zu sträuben, die Gesichtszüge sind regelwidrig und im Auge Dessen, dem man, mit Recht, Selbstbeherrschung, kaltes Blut, inneres Gleichgewicht nachrühmt, ist oft ein fast krankhaft flimmerndes Zucken,

das in ein sonst stilles, stummes, fast verschlossenes Antlitz Bewegung bringt. Daraus schließt der in Beobachtung Geübte, daß die Ruhe des Herrn Poincaré die Frucht eines immer wieder über die eigene Natur errungenen Sieges ist. Er ist Lothringer, Mensch des Ostens, schwerfällig, ein Bischen schüchtern und linkisch sogar; er kann sein Empfinden nicht zu leicht anklingendem Ausdruck bringen, wills auch kaum; Stolz und Scham hemmen ihn. Aus ihm strahlt, in ihm singt und bebt nichts. Ein Quell, der sich nicht den Weg ins Freie zu bahnen vermochte, nie ins Sprudeln kam; glimmende Gluth, die nicht Flamme wurde. Während er mir Dinge entschleierte, unter deren Eindruck Ströme herzlichen Mitempfindens mich überrieselten, ging in seinem Antlitz nichts vor; blieb seine Stimme trocken und farblos. Diesem Mann fehlt das Lächeln, fehlt die innere Musik. Was er mir gesagt hat, gebe ich hier wieder. Frankreichs Wollen war 1914 unbedingt, schrankenlos friedlieh. Unser Land war, freilich, seiner inneren Kraft bewußt. Die wollten die Deutschen nicht erkennen; sie schätzten das geistige, besonders das hohe künstlerische Vermögen, das Frankreich sich erhalten habe, trauten ihm aber physische Kraft nicht mehr zu und sagten, schwächlicher Kleinmuth lähme das Wachsthum seiner Volkszahl, Alkoholismus nage an seinen Knochen und im Grunde sei Anarchie, was es Regirung nenne. In diesem Zustand müsse es Fußtritte dulden. In der Zeit des Marokkohaders hat Deutschland diese Duldsamkeit auszuprobiren versucht. Frankreich war entschlossen, seine Würde zu wahren, seine Ehre zu vertheidigen, doch niemals sich in Herausforderung verleiten zu lassen. Beim Beginn des austroserbischen Streites glaubte hier kein Mensch, daß daraus ein Weltkonflikt werden könne. Das Gerede, in Petrograd habe Präsident Poincaré mit dem Zar irgendwelche Kriegsvorbereitung besprochen, ist Märchen. Als er, mit dem Auswärtigen Minister Viviani, aus Rußland abreiste, kannte er das wiener Ultimatum noch nicht, das, nach Berchtolds eigenem Bekenntniß, den Krieg entfesseln sollte. Seinen wesentlichen Inhalt erfuhren sie aus einem drahtlosen Telegramm, das sie an Bord ihres Schiffes erreichte: und zweifelten nicht eine Minute lang, daß Serbien die Zumuthung ablehnen werde und Frank-

reich sich den Folgen des dadurch heraufbeschworenen Zwistes nicht entziehen könne. Beide Staatsmänner fühlten das Gewicht furchtbarer Verantwortlichkeit und tiefe Trauer verdüsterte ihre Seele. Wäre Herr Poincaré der Kriegswütherich, zu dem ihn ein Theil unserer Sozialisten zu verzerren sucht, dann hätte die mystische Flamme der Begeisterung für den großen Kampf ihn damals durchwirbelt. Nichts solcher Regung Aehnliches war in ihm. Vor seines Geistes Auge stand der Heereseinbruch, dem einst seine Kindsthränen geflossen waren, der deutsche Masseneinbruch in unser Land, die Hinmetzelung unzähliger Unschuldiger, die Verwüstung all unseres Wohlstandes. Stand das überrannte Lothringen, die engere Heimath; sank dort das Häuschen, das Leben und Sterben der Seinen sah, nach der Ausplünderung in Asche. In Paris wurden dann, unter seiner Leitung, die Verhandlungen so geführt, daß unser großer Jaurès selbst in Brüssel, vor Tausenden, sagen mußte, seine Partei hätte im Besitz der Regirermacht nicht anders als Herr Viviani zu handeln vermocht. Der Präsident der Republik hat nur einmal, auch da in Uebereinstimmung mit dem Kabinet, eingegriffen: als er, am dreißigsten Juli 14, an König George von England den Brief schrieb, der den Satz enthält: ‚Wäre Deutschland gewiß, daß die Entente Cordiale im Nothfall sich bis auf die Schlachtfelder bewähren werde, dann dürften wir mit ziemlicher Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens rechnen.‘ Heute wissen wir, aus dem Bericht über Goschens letztes Gespräch mit Bethmann, daß Deutschland zurückgewichen, der Erdkonflikt vermieden worden wäre, wenn King George auf Poincaré gehört und deutlich ausgesprochen hätte, England werde an Frankreichs Seite stehen. Seit diesem Tag hat Herr Poincaré sich durchaus in den engen Grenzen gehalten, die seinem Amt die Verfassung setzt. Nicht ein Wort, nicht ein Gestus, den nicht zuvor der Minister des Auswärtigen gebilligt hatte. Ich habe, sprach er zu mir, ‚das Bewußtsein, schlicht und in Demuth meinem Land gedient zu haben. Man hat mich verleumdet, mit Schimpf besudelt; und ich schwieg, bis ich aus dem hohen Schiedsrichteramt scheiden durfte. Jetzt bin ich frei, darf reden, werde den Verleumdern antworten, die Schimpfer verfolgen:

und man wird sehen, auf welcher Seite das Frankreich von heute und morgen das Recht erblicken wird.‘ In Gemüthsbewegung, die ich nicht hehlen konnte noch wollte, habe ich ihm gelauscht. Wenn ich nicht ganz und gar unfähig zu Menschenerkenntniß scheine, muß man mir glauben, daß dieser Mann ehrlich ist. Als freier Mann verkünde ich, gegen mir liebe Gefährten, mit denen ich für Dreyfus, für Caillaux, für viele Andere in Reihe und Glied gefochten habe, die vollkommene Unschuld des Herrn Poincaré und, deshalb, die Pflicht, all das elende Geträtsch zu zerstampfen, das wider diesen Mann jetzt bis auf den offenen Markt geschleppt wird.“ Herr Poincaré selbst hat im „Matin“ die Behauptung abgewehrt, die pariser Regirung habe eine durch den Schweizer Gesandten Lardy ihr gebotene Gelegenheit zu Friedenserhaltung versäumt. „Herr Lardy ist nicht, wie jetzt erzählt wird, am dreißigsten oder einunddreißigsten Juli 1914 am Quai d'Orsay gewesen. Am letzten Julimittag verkündete Deutschland offiziell den Zustand der Kriegsgefahr und damit (unter vorsichtigem Euphemismus) die eigentliche Mobilmachung. Sogleich danach wurde unser Grenzrecht verletzt; bei Montreux und Pagny zerstörten deutsche Maschinengewehre den Eisenbahnkörper. Um sieben Uhr abends zeigte Freiherr von Schoen Herrn Viviani den Beschluß seiner Regirung an; sie fordere, daß Rußland binnen vierundzwanzig Stunden alle Vorbereitung der Mobilisation einstelle; daran knüpfte er die Frage, welche Haltung Frankreich, zwischen Rußland und Deutschland, wählen werde. Ministerpräsident Viviani schränkt sich in den Ausdruck der Hoffnung auf Fortdauer friedlicher Ruhe. Herr von Schoen erwidert, er werde am nächsten Mittag, um Eins, sich die endgiltige Antwort holen. Seine Instruktion ist uns jetzt bekannt. Wenn Herr Viviani unsere Neutralität zugesagt hätte, war der Botschafter zu der Erklärung verpflichtet, Deutschland werde Toul und Verdun besetzen. Nach Schoens Besuch kam, abends nach Elf, Graf Szezsen, Oesterreich-Ungarns Botschafter, in unser Auswärtiges Ministerium und sagte, nur als seine persönliche Meinung, Herrn Berthelot, Alles könne, vielleicht, noch in Ordnung kommen, wenn Serbien die Wiener um Angabe ihrer Bedingungen ersuche. Herr Berthelot fürchtete, diese Anreg-

ung komme ein Bischen spät (schon am Neunundzwanzigsten hatten die Oesterreicher Belgrad beschossen), gab sie aber, um nichts zu versäumen, noch in der selben Nacht nach Petrograd, Wien und Rom weiter. Am nächsten Mittag antwortete Herr Viviani, im Einverständniß mit mir, auf Schoens Frage so behutsam, daß der Botschafter nicht die Möglichkeit zum Abbruch der Beziehungen fand. In der selben Stunde (wir sind am ersten August) marschirten die deutschen Truppen auf Luxemburg zu. Da erst hat Herr Lardy die persönliche Anregung des Grafen Szezsen, die ihm durch Zufall, aus dem Mund Lahovarys, bekannt geworden war, an den Quai d'Orsay gebracht. Niemand vermochte in dieser Stunde, leider, noch, die mitteleuropäischen Mächte auf der abschüssigen Bahn zu hemmen. Graf Szezsen, dessen friedliche Gesinnung ich stets schätzte, fand in Wien kein Gehör mehr, er blieb nach Deutschlands Kriegserklärung noch ein paar Tage bei uns in Paris, konnte sich den Wahnwitz seiner Regirung nicht erklären und schrieb mir nach dem Krieg einen Brief, der ihn ehrt und offen bezeugt, daß er immer an Frankreichs friedliches Wollen und an die Ehrlichkeit meines Empfindensausdruckes geglaubt hat. Dieser Ehrenmann hat die am Ballhausplatz und in der Wilhelmstraße getriebene Politik allzu spät erkannt." Warum nicht Herrn Poincaré, warum Herrn Briand (mit dem Vorsitz im Conseil) jetzt die Leitung der internationalen Politik anvertraut worden ist, wird noch zu prüfen sein. Heute nur: Das Ministerium Briand ist der letzte Versuch geschäftlich nüchterner Verständigung. Zetert, Schreiber und Redner, nicht sogleich, wenn seine erste Botschaft unsanft klingt und Vertragsrevision (das Wort) abwehrt. Wollt Ihr Abenteuer, dann lasset, endlich, die Nationalisten ihre Regirerkünste bewähren. Wollt Ihr Vernunft: dann jaget die Flachköpfe weg, die früh und spät auf franko-britischen Zwist spekuliren, schirmet nicht länger, dem deutschen Volk zu Schaden und Mitschuldverdacht, die Frevlerregirung von 14 und rufet eine, die Sach- und Personalkenntniß hat, sich nie in Lüge, also schändende Dummheit, erniedert und das auf dem Schild Republik heißende Nothgebild rasch aus dem Weltgelächter erlöst.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

„Das neue Europa“, Zürich, Wien, Berlin.

In dem November-Dezember-Doppelheft dieser von Dr. Paul Cohn geleiteten internationalen Revue weist Dr. M. Szter (Zürich) nach, wie die „weltpolitischen Verschiebungen“ notwendig zu einer Revision der Friedensverträge führen müssen. In einem geistvollen Essay befaßt sich Kriegsminister a. D. General Auffenberg-Komarow mit dem „Geist der Heere in republikanischen Staaten“. Aus der Reihe wertvoller Beiträge seien noch hervorgehoben: „Stirner oder Marx“ von Dr. Eduard v. Mayer (Locarno) und „Die Grundlagen der europäischen Kultur“ von G. A. Küppers. Das reichhaltige Doppelheft ist zu beziehen durch Verlag Karl Konegen, Wien I, Opernring 3. Preis des Heftes 3 Mk., Jahresabonnement 36 Mk.



Für Inserate verantwortlich: A. Riehmann, Berlin.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. 66.